

Haruo KONISHI, *Forms of Greek Plays. From Aeschylus to Aristophanes*. Amsterdam, Adolf M. Hakkert, 2013. 1 vol. 222 p. (CLASSICAL AND BYZANTINE MONOGRAPHS, 78). Prix non communiqué (broché). ISBN 9789025612825.

Auf gerade einmal fünf Seiten (171-175) unternimmt Konishi nicht weniger als eine Revolution in der Literaturgeschichte – jedenfalls wenn man seiner Argumentation folgt und sein Belegmaterial auf den vorhergehenden 170 Seiten akzeptiert. Konishi behauptet, das griechische Drama sei nicht in Athen entstanden, sondern vielmehr ein Auswuchs aus den rhapsodischen Rezitationen der epischen Dichtung: Aus der nachahmenden Darbietung der epischen Reden und den lebhaften Reaktionen des Publikums seien Charaktere und Chor entstanden; die bekannte Entstehungsgeschichte mit Thespis sei dagegen eine aitiologische Fiktion von Seiten der Athener, entwickelt aus politischen Gründen. Der Name Tragödie bezeichne den Ursprung der Gattung, den Gesang über das verfluchte Schicksal Troias (Τρωία [sic] ἄγος ἀείδω), her. Hergeleitet wird dieser Gedankengang aus einer Beobachtung, die Konishi im ausführlichen ersten Teil der Arbeit belegen zu können glaubt: Sämtliche erhaltenen attischen Tragödien sowie die Komödien des Aristophanes folgen demnach seinen „M principles“. Der Name rührt daher, dass jedes Stück wie der Buchstabe ein „double peak“ habe, das heißt zwei in etwa gleichlange Textblöcke. Weiterer Text kann den beiden Stücken vorausgehen oder auch eingeschaltet sein (nicht aber folgen). Der Aufbau der beiden Blöcke ist ebenfalls wieder symmetrisch, wobei die Entsprechungen bis auf die Ebene von Einheiten von vier bis zehn Zeilen reichen. Konishi hat dieselben Prinzipien in einer früheren Arbeit bereits bei Homer am Werk gesehen, weshalb er eine direkte Verbindungslinie vom Epos zum Drama zieht. Er führt die Prinzipien auf die Verehrung von Formationen mit zwei Gipfeln im Neolithikum zurück. Auch die griechischen Theater seien häufig an Stätten zu finden, die eine Sicht auf solche Doppelgipfel böten oder eine gewisse Nähe zu ihnen aufwiesen, namentlich Thorikios und der Doppelspitze der athenischen Akropolis (eine gut verborgene Doppelspitze, für die Konishi auf einen früheren Beitrag von 2004 verweist, der allerdings weder im Literaturverzeichnis noch in Bibliographien zu finden ist). Numerologie dieser Art wird nicht selten praktiziert, und auch für das attische Drama gibt es bereits Vorschläge zu Prinzipien arithmetisch dominierter Komposition. Glauben finden diese „Entdeckungen“ selten, und auch Konishi macht es dem Leser nicht leicht, Vertrauen in seine auf den ersten Blick beeindruckende Zahlenjonglage zu fassen. Die folgende Liste umfasst einige Schwachpunkte seiner Analyse, die er nicht thematisiert. Anspruch auf Vollständigkeit erhebt sie nicht: – Als textliche Grundlage zieht Konishi die Oxford Classical Texts heran, und zwar diejenigen von Page (Aischylos), Pearson (Sophokles), Murray (Euripides) und Hall-Geldart (Aristophanes). Keiner dieser Texte entspricht dem Stand der Forschung, was bei einzelnen Lesarten für Konishis Untersuchung keine große Bedeutung haben mag, bei Textausfällen und Interpolationen aber die Grundlage der gesamten Untersuchung verzerrt; – Eben diese Phänomene der Textentstellung und Veränderung der Zeilenzahlen werden aber kaum berücksichtigt: Lacunae scheinen nicht eingerechnet, interpolierte Verse dagegen zählen. Die Diskussionen über die Echtheit des Endes der *Sieben gegen Theben* und des *Oedipus Rex* werden immerhin erwähnt. Da sich ihre Struktur aber ins Schema pressen lässt, werden Bedenken ausgeräumt (bei Sophokles)

oder so erklärt, dass die ausgefallene Version mehr oder weniger dieselbe Struktur aufgewiesen haben muss (bei Aischylos). Bei Euripides' *Phoenissen* werden mögliche Interpolationen nicht thematisiert; – Ein gedruckter Vers ist ein gedruckter Vers, ein katalektischer Tetrameter zählt gleichviel wie ein Reizianum, obwohl er länger ist als manche lyrische Periode, die wohl eine bessere Vergleichsgröße wäre; – Die Einteilung in Struktureinheiten ist, vorsichtig formuliert, subjektiv und in vielen Fällen wohl dem Wunsch geschuldet, Symmetrien zu finden: jedenfalls wird sie nicht durch eine Analyse bzw. Interpretation nachvollziehbar gemacht. Die einzelnen Teile werden in der Regel durch ein Stichwort zusammengefasst und formale Kriterien (Strophenende, Sprecherwechsel) beachtet, doch warum bestimmte Bruchlinien Ober- oder Untereinheiten trennen, bleibt offen: So bilden im *Aias* beispielsweise die ersten 14 Verse (die Anrede Athenas an Odysseus) den von der Doppelspitze unabhängigen Eingangsteil, die Antwort des Odysseus und der Rest des Prologs gehören aber zum ersten großen Textblock; die epirrhematische Konstruktion 201-262 wird in der Mitte zerteilt und zwei verschiedenen Untereinheiten der ersten "Spitze" (14-232 bzw. 233-718) zugeschlagen; – Die Zahlenverhältnisse sind nicht immer leicht mit der Vorstellung von Berggipfeln und einem Zwischental vereinbar: In den *Sieben gegen Theben* ist das Zwischenstück mit 680 Versen mehr als sechsmal so lange wie die symmetrischen "Gipfel" (106 bzw. 112 Verse), im euripideischen *Herakles* ist dagegen das "Tal" ein vergleichsweise kümmerlicher Sattel (700 – 33 – 695 Verse). Die Bibliographie umfasst 26 Titel, darunter die genannten Textausgaben sowie vier frühere Werke Konishis.

Gunther MARTIN

Giovanni PARMEGGIANI (Ed.), *Between Thucydides and Polybius. The Golden Age of Greek Historiography*. Cambridge, Mass. & Londres, Harvard University Press, 2014. 1 vol. 336 p. (HELLENIC STUDIES, 64). Prix : 22,5 €. ISBN 978-0-674-42834-8.

Le présent volume contient les actes de deux journées d'études qui se sont déroulées en 2007 aux Universités de Harvard et de Bologne, sous la direction de N. Luraghi et R. Vattuone. À travers treize contributions, l'ouvrage propose une étude approfondie des historiens grecs du IV^e siècle av. J.-C à la lumière des recherches actuelles. Il tente non seulement d'analyser le succès rencontré par de tels auteurs à leur époque, mais encore de définir la notion même d'historiographie durant cette période troublée. Après une brève introduction de G. Parmeggiani, R. Vattuone présente une étude très complète de l'œuvre de Théopompe de Chios et de sa place dans l'historiographie du IV^e siècle av. J.-C, en se fondant surtout sur les témoignages antiques, notamment ceux de Denys d'Halicarnasse. J. Marincola s'intéresse à l'apport d'Isocrate à l'historiographie et à son rôle en tant que précepteur de nombreux historiens. À partir d'extraits de l'auteur, il montre la place de l'histoire dans son œuvre et l'influence exercée par son époque sur son style, tout en le rapprochant des historiens de son temps. R. Nicolai propose une nouvelle lecture des œuvres de Xénophon à la lumière de celles de ses contemporains, principalement Isocrate et les sophistes, s'écartant ainsi de l'image conventionnelle de Xénophon, simple continuateur de Thucydide. C. Bearzot s'intéresse aux documents utilisés par Xénophon pour la rédaction des *Helléniques*. À partir de nombreux extraits de l'œuvre, elle